

Zusammenfassung

VON HERMANN HEIMPEL

Ob das nun eine »gute Zusammenfassung« wird, weiß ich nicht. Ich möchte unsere Zeit nicht verlieren mit Beteuerung der Schwierigkeit, ja eigentlich Unmöglichkeit der Aufgabe, die dadurch nicht leichter wurde, daß wir in der Begeisterung über die Lokalisation des Karlsthrones erst um 23.30 Uhr in unseren Bemühungen beginnen konnten. Dabei halfen mir Herr Dupré-Theseider und Herr Boockmann. In der verschiedenen Ausführlichkeit des jeweiligen Referats ist kein Werturteil enthalten. Große Überblicke und Durchblicke oder auch Vorträge, in denen wir, wie gerade in dem von Herrn Stökl, im wesentlichen die Lernenden waren, fordern natürlich weniger zu einer Diskussion heraus als solche, welche von Einzelproblemen aus ins Größere streben.

Ich beginne mit dem ersten Vortrag am ersten Abend: »Das deutsche 15. Jahrhundert in Krise und Beharrung«. Ich bemerke ausdrücklich, daß es mir um Deutschland gegangen ist. Man kann vielleicht zu der Tagung im allgemeinen sagen, daß bis auf den Vortrag von Herrn Bauer die italienische Welt etwas zu kurz gekommen ist oder überhaupt ausgeklammert schien. Was ich zeigen wollte, war natürlich nicht ein 15. Jahrhundert von völlig »statischem« Charakter, selbstverständlich ist das Dynamische immer zu beachten; das 15. Jahrhundert ist die Zeit der Vorbereitung der Reformation und die Zeit, in welcher der Humanismus auch nördlich der Alpen aufkommt. Selbstverständlich ist alle Geschichte auch Vorgeschichte eines Neuen. Aber ich meine, wenn man eine Zeit charakterisieren will, muß man sie sowohl dynamisch nach der Krise, wie auch statisch nach der Beharrung sehen; also gewissermaßen phänomenologisch das Jahrhundert bei sich lassen. Daß dabei das Beharrende etwas stärker hervorgekehrt wurde als das Weitergehende, kommt daher, daß ich wegkommen wollte von dem Schema der Vorgeschichte der Reformation. Das Widerspiel von Krise und Beharrung suchten wir im täglichen Leben auf, dann vor allem in den kirchlichen Verhältnissen. Auch eine nach vorn schauende Betrachtung muß erkennen, daß in den Verhältnissen der Kirche des 15. Jahrhunderts Chancen enthalten waren, an die die sogenannte Gegenreformation anknüpfen konnte. Darauf kam es mir ganz besonders an, auf die Erneuerungskräfte, die auch in diesem »Herbst« der deutschen Geschichte immer noch verborgen waren; ich wies auf das Ordensleben hin, versuchte die kirch-

lichen Verhältnisse nach Adels-, Stiftungs- und Bildungsprinzip zu untersuchen und Ihnen vor allem zu zeigen, daß die Krise der Kirche vielfach auch hervorgerufen wird durch den neuen bürgerlichen und von Laien erhobenen Anspruch an den Klerus. Ich glaubte, das deutsche 15. Jahrhundert als echte mittelalterliche Welt in Anspruch nehmen zu können, vor allem von seinem mythischen und statischen Selbstbewußtsein; ich versuchte das an der Reformatio Sigismundi und ihrer Soziallehre darzutun.

Die Vorträge zum eigentlichen Thema begannen mit dem Referat von Herrn Seibt über »Die geistigen Reformbewegungen zur Zeit des Konstanzer Konzils«. Was sich nicht nur bei Seibt, sondern auch bei den anderen Vorträgen immer wieder zeigte, ist die Unentschiedenheit der Lösungsvorschläge des frühen 15. Jahrhunderts. Es liegen orthodoxe, ketzerische, revolutionäre, bloß reformerische Äußerungen so hart aneinander, daß man – um mit Seibt zu sprechen – vor der Systematisierung gewisser Lehren durch die Inquisition vielfach die Fronten verschwimmen sieht. Ein Beispiel war gleich am Anfang die Äußerung des Peter von Versailles, eines nie angegriffenen, nie kritisierten Mannes, der doch soviel »hussitisch« klingende Äußerungen getan hat; auch ein Reaktionär wie Dietrich von Nieheim kommt doch sehr nahe an geistkirchliche Auffassungen etwa Wiclifs heran. Es sind im wesentlichen die drei Bereiche, in denen Seibt nun die geistige Reformbewegung zur Zeit des Konstanzer Konzils sieht: 1. Konziliarismus, 2. die unsichtbare Geistkirche, 3. der Gedanke der apostolischen Armut oder, mit Bosl zu sprechen, des Pauperismus, des »Pauper« gegenüber dem »Potens«. Diese Nähe der beharrenden und der kritischen Kräfte zeigte Herr Seibt etwa an dem Beispiel der Appellation des Konrad von Soest in Pisa gegen das Konzil, einer Appellation, in welcher auch der Ausdruck einer Appellation an Christus gegeben war; also sogar dieser Antikonziliarist hat sich auf den Boden einer solchen Formel begeben. Die drei Komponenten: Konziliarismus, unsichtbare Geistkirche und schließlich Pauperismus kommen in der praktischen Politik zusammen in der Forderung der Würdigkeit des Priesters für die Wirkung der Sakramente; auch hier sind Formeln, die erst allmählich ins Ketzerische einmünden. Vor allem zeigt Seibt den jederzeit zu beschreitenden Weg von der Reformforderung bis hin in die Ablehnung der sichtbaren Kirche. Es wurde diese ganze Bewegung vor allem auf das Hussitentum bezogen, auf das Hussitentum, das seit 1419 in seine chiliastische Phase eintrete. Seit 1419 verbindet sich die *causa fidei* mit dem Gedanken des Tyrannenmords bzw. des Widerstandsrechtes. Wenn ich richtig verstanden habe, wurde eine Parallele zwischen Böhmen und Frankreich gezogen und dabei auf die Ordonnance Cabochienne vom Mai 1413 hingewiesen, auf jene Ordonnance des Caboche, welche ein Bündnis des Königtums vor allem mit dem städtischen Mittelstand gegenüber der Feudalität gewesen sei. Für Böhmen ist nun nicht in der Folge der Ideen, sondern in der Folge der politischen Aktionen das Jahr 1419 das entscheidende Jahr. Das Jahr 1419, das nach dem Tode Wenzels einen engagierten Feind, den Verbrenner des Hus, Siegmund, als König von Böhmen erwarten läßt, und hier legte Herr Seibt Wert auf die Formulie-

zung von der »Krone Böhmen«, ja von der Frau Krone, Formulierungen von einer Krone ohne König. Diese Lage von 1419 bringt eine Abstraktion des Staatsgedankens nach Böhmen hinein. Nach der religiösen dann die nationale Nuance. Hier hat sich eine Diskussion angesponnen, die in weiteren Tagungen behandelt werden mag. Das Wesentliche ist, daß hier unter den Verhältnissen Böhmens der alte *Natio*-Begriff, wie er aus der Universität herkommt, nicht mehr genügt. Es ist ein neuer Begriff notwendig, es geht der Weg von dem Begriff der *Natio* zu dem Begriff der *lingua*, also von dem Herkunftsland zur Zunge. Das ist eine neue Position gegenüber dem Historismus etwa eines Dietrich von Nieheim oder den verschiedenen Abstammungssagen, wie sie uns in dem Buch von Arno Borst vorgeführt sind. Die Zunge, die *lingua*, das ist eine Ordnung über den Konzilsnationen, wie Bayern, wie Sachsen, gegenüber den Böhmen ist das doch ein an der Sprache orientierter Begriff der Nation. Es war ein Anliegen des Seibtschen Vortrages, die nationale Komponente in ihrer Bedeutung nicht zu leugnen oder entscheidend einzuschränken, aber doch etwas zurückzudrängen, indem er auf die deutschen Hussiten und auf deutsche Hussitengemeinden hingewiesen hat; man kann vielleicht den Namen der Stadt Fulnek hier hinzufügen. Damit wäre eine gewisse Internationalität auch der hussitischen Bewegung gegeben.

Zum Abschluß zwei aus dem System fallende Punkte: einmal eine gewisse Auseinandersetzung mit Erich Weise in der Beurteilung der Schriften des Paulus Vladimiri. Die Schriften des Paulus Vladimiri sind nach Seibt nicht nur logische Hilfsmittel im Kampfe Polens gegen den deutschen Orden, sondern sie sind wirkliche Äußerungen *de potestate papae et imperatoris*, sie sind wirklich Traktate, die sich gegen eine kaiserliche Weltfunktion wenden, indem gesagt wird, die Obrigkeit habe der Kirche gegenüber keine Verfügungsgewalt, wohl aber nach wie vor eine Fürsorgepflicht im Sinne der *defensio ecclesiae*. Der Weg zur Volkssouveränität geht historisch nicht über diese Bewegungen, sondern über die Nationalstaaten. Herr Seibt schloß mit einer gewissen Polemik gegen das bekannte Buch von W. E. Peuckert über die große Wende von 1948, d. h. er wandte sich gegen die Definition des Jahrhunderts – hier, darf ich sagen, stimme ich ganz mit überein – als eines »apokalyptischen« Jahrhunderts mit der einfachen quellenmäßigen Erwägung, daß wir von den älteren Zeiten viel zuwenig Quellen haben, um auf diese solche volkscundliche Kategorien anwenden zu können.

In engster Nachbarschaft zu dem Vortrag von Herrn Seibt stand der zweite Vortrag von Herrn Dr. Kejř aus Prag. Nur daß Seibt, was vielleicht in meinem Referat zu wenig hervortrat, eine Gesamtheit aller Reformgedanken ins Auge gefaßt hatte, während es bei Herrn Kejř um die Entstehungsgeschichte des Hussitentums ging. Ich brauche nur mit einem Wort zu erinnern an die Zustandsschilderung, sozusagen die Szenerieschilderung, die zunächst gegeben wurde. Die Angst vor Siegmund, die Krise, die seit 1400 Böhmen mehr und mehr erfaßt mit Bauernelend, mit Fehden, mit großen städtischen Steuerlasten und mit dem Sinken des Kutenberger Silberertrages, mit der Tatsache, daß $\frac{1}{3}$ des Bodens sich in der Hand der Kirche befindet, also $\frac{1}{3}$ des

agrarisches genutztes Land Kirchengut sei. Darauf ist hier natürlich nicht näher einzugehen. Eine gewisse Schwerpunktbildung war dadurch gegeben, daß Herr Keř sich in erster Linie mit der hussitischen Rechten beschäftigte, indem er vor allem auch die Frage des Kelches stärker in den Vordergrund stellte, als das in letzter Zeit in seinem Lande wohl geschehen ist. Das Wichtige bei Hus sei das Verlassen des Rahmens der scholastischen Methode; die alte Frage des Verhältnisses von Hus zu Wiclif wurde in dem Sinne beantwortet, daß man der rein textlich nicht zu bestreitenden Formel: ohne Wiclif kein Hus, die historische Formel zusetzen muß: ohne Hus keine Wirkung Wiclifs, so wie wir sie kennen. Daß Wiclif selbstverständlich eine starke Grundlage geboten hat, geht daraus hervor, daß am Anfang des Husprozesses in Konstanz 45 Artikel Wiclifs verdammt worden sind. Wichtig ist vor allem, nach dem was wir von Herrn Keř gelernt haben, die Autorität der Magister: Autorität der Magister insbesondere deswegen, weil die Gelehrten, auch wenn sie Hussiten sind, auch wenn sie den Kelch fordern, zurückschrecken vor radikalen Forderungen außerhalb ihrer Reihen. Es ist diese hussitische Rechte, die gerade auch in den Kreisen der Magister der Universität Prag sich von der offiziellen Kirche verlassen fühlt, wenn man daran erinnert, daß das Konzil 1417 ernstlich an eine Suspension der Universität Prag dachte. Auf der anderen Seite die Radikalen, die Taboriten mit ihrer starken Gelehrtenfeindschaft, einer Gelehrtenfeindschaft, die nicht nur eine allgemeine Simplizität, sondern eine ausgesprochene Reaktion gegen die stark konservativen Prager Magister gewesen ist. Zeitlich konzentrierte sich dann der Vortrag auf die Jahre von 1416 bis 1418 mit der starken und radikalen oder jedenfalls entschiedenen Stellung von Jakob von Mies gegenüber etwa Versöhnungen, die vom König hätten ausgehen können. Auf Grund seiner neueren Arbeiten zeigte er uns dann für das Jahr 1417, wie der kelchgesinnte Adel noch einmal einen Versuch macht, mit dem Konzil ins Gespräch zu kommen. Es ist Johann von Jesenitz, der neue Autoritäten sammelt. Dem Konzil werden diese neuen Autoritäten vorgelegt. Es sind Nikolaus von Dinkelsbühl und Jean Gerson, von denen die Ablehnung im August 1417 ausgeht. An sich waren diese neuen Autoritäten geeignet, eine wirkliche Diskussion anzubahnen; es bedurfte der Hussitenkriege und ihrer schrecklichen Verwüstungen, um die im Jahre 1417 im Grunde schon gegebene Chance dann erst in den 30er Jahren bis hin zu den Kompaktaten von Iglau zu verwirklichen. Wenn ich recht verstanden habe, so ist in adligen hussitischen Kreisen und bei ihren gelehrten Beratern der Fürst als *defensor ecclesiae* durchaus anerkannt, aber man verbindet damit den Wunsch nach einer Reform der Gesellschaft. Die Aristokratie ist es, die mehr und mehr der Universität ihren Willen aufzwingt und sie zu einer im Sinne des Konzils ketzerischen Institution zu machen vermag. Ein spezielles aber sehr interessantes Problem war das Problem der Kinderkommunion, in der sich die Meinungen erneut teilen, wobei im allgemeinen Adel und Universität die Kinderkommunion ablehnten. Wenn man mit dem Vortragenden beobachtet, daß der Adel es im allgemeinen durchsetzt, daß die

Kelchreichung auf den adligen Gütern sich vollzieht, so kann man sagen, daß Adel und Kelchreichung auf der einen Seite, der Radikalismus auf der anderen Seite stehen.

Es hat sich eine weitere Diskussion über den Nationsbegriff angeschlossen. Seibt wies noch einmal darauf hin, daß die *Natio*, wie sie von der Universität auf die Konzilien übertragen wird, im wesentlichen ein Himmelsrichtungsbegriff ist. Sehr bezeichnend, daß Ailly im Jahre 1417, als er den Engländern die Eigenschaft einer Konzilsnation absprach, den Vorschlag machte, die *Natio Anglicana* zur *Natio Germanica* zu schlagen. Nur die *Natio Bohemiae*, so sagte Seibt, ist eine echte Nation. Mit dem Begriff von *veri Bohemi* ist nun wirklich eine genealogische Abstammungsforderung gegeben, wie etwa bei den Augustinerchorherren von Raudnitz, wo beide Eltern des Novizen böhmischer Sprache sein müssen. Herr Stökl wies darauf hin, daß der biblische neutestamentliche Begriff *Ta ethna* dann ebenfalls mit slavisch »Zunge« übersetzt wird, wie überhaupt der Gedanke der biblischen Quelle stark zu betonen sei. Herr Seibt wies noch darauf hin, daß Nationalität und Radikalität sich nicht durchaus decken; so gebärde sich das deutsche Saaz im Hussitentum politisch-geistig radikal, während das tschechische Pilsen um so konservativer reagiere.

Im Vortrag von Herrn Hofmann über »Die Krise des Deutschen Ordens« war zunächst ausgegangen von dem Ordensstaat des Privilegs von Rimini 1226, der ein Glied, aber nicht ein leistendes Glied des Reiches gewesen sei. Es wird für Preußen gezeigt, wie hier der weiter bestehenden geistlichen Ordensdisziplin gegenüber ein Land entsteht, ein »Wirkungsdreieck«: Hochmeister, geistliche Korporation und Land: das Land, das in seinem Widerstandsrecht immer wieder den Hochmeister zu den polnischen Friedensverträgen drängt. Für das Ordensland, man sehe das vor allem an dem Hochmeister Paul von Rusdorf (1422–1441) wird wichtig der Proporz der »Gezungen«, d. h. das Verhältnis von niederdeutschen und oberdeutschen Ordensrittern. Dieser Gegensatz von niederdeutschen und oberdeutschen Brüdern führt zu großen Schwierigkeiten, die dem Orden, abgesehen von dem allmählichen Wegfall seiner missionarischen alten Aufgaben, auch in dem Aufkommen neuer weltlicher Ritterorden entstehen (Drachenorden, Goldenes Vließ u. a.). Aus dem Orden, der in der Glanzzeit im Sinne der Kreuzzugs idee nach außen wirkt, wird jene Versorgungsanstalt für den Niederadel, der sich in seiner Lebenshaltung vielfach an solchen Vorbildern wie dem Goldenen Vließ orientiert hat. Das Entscheidende aber schien mir zu sein, daß uns gewissermaßen ein Dualismus des preußischen und des außerpreußischen Ordensbereiches gezeigt wurde. In Preußen in der Gewalt des Hochmeisters ist neben der Entwicklung zum Land und im Grunde der wachsenden Lösung vom Reiche weiter wirksam die Ordensdisziplin; es sind immer noch Konvente da, in denen das mönchische Leben mit dem politischen Leben sich verbindet; dagegen in den Balleien außerhalb Preußens ein Zustand, der wenige Gebietiger im Grunde mehr und mehr als Landesherrn oder Grundherren ihren Untertanen gegenüber überstehen läßt. Und dieser Orden, der Deutschmeister vor allem, sich stützend auf

die Ballei Franken, wurde nun geschildert in seiner dem Ordensgesetz, dem inneren Gesetz eigentlich widersprechenden mehr und mehr sich vollziehenden Eingliederung in das Reich. Es wird dafür der Reichsanschlag von 1431 geltend gemacht, wo der Deutschmeister 40 Gleven stellt oder stellen soll und der Hochmeister mit 500 Gleven veranschlagt wird. Seit den 40er Jahren wird mehr und mehr der außerpreußische Orden unter den König gestellt, d. h. der Deutschmeister wird mehr und mehr den Reichsfürsten angeglichen; er bekommt die Regalien verliehen. Wichtig für das Ganze dann wieder die Chance noch einmal der Gefolgschaft gegen die Türken, d. h. eine neu auftretende Aufgabe im alten Sinne. Die Dienste der Deutschmeister Neipperg und Grumbach wurden besonders hervorgehoben. Sie erinnern sich alle an die Diskussion, die sich an den Vortrag angeschlossen, zunächst von Herrn Patze geführt im Sinne einer quantitativen Wertung des Hochmeister-Bereichs einerseits und des Deutschmeister-Bereichs andererseits, einer quantitativen an der Machtfrage orientierten Betrachtung – ich könnte mir denken, daß Herr Hofmann demgegenüber etwas überpointiert hat, wenn er diese quantitativen Verhältnisse als gar nicht wichtig betrachtet hat. Auch im 20. Jahrhundert und nicht nur im Zeitalter der Liberalen des 19. Jahrhunderts gibt es immer noch so etwas wie Macht und Stärke, aber darum ging es ihm gar nicht, sondern es ging ihm darum zu zeigen, wie das 15. Jahrhundert, wie die politische Wandlung des 15. Jahrhunderts gerade an dem Beispiel des deutschen Ordens in den deutschen Balleien zu studieren ist, wie auch hier die Territorialisierung eintritt, soweit sie nach der Art des Ordens eintreten konnte.

Wir haben Ergänzungen erfahren von Herrn Wenskus, der vor allem darauf hinwies, daß die Lage des Hochmeisters sehr viel schwerer war als die Lage der deutschen Balleien, auf die Leistung der Landvermessung hinwies, die schon in die Zeit Winrichs von Kniprode zurückgehe. Auf der anderen Seite sei diese Rationalisierung der Herrschaft, wie sie sich in diesen Landvermessungen zeigt, als Grundlage der Besteuerung erst recht wieder ein auslösendes Element feudalen, also adligen Widerstandes. Dabei wurde weiter bemerkt, daß die Landfremdheit der Ritter in Preußen von Hofmann vielleicht zu sehr betont worden sei. Es gebe sehr viele Einheimische in den Konventen, die allerdings nicht Gebietiger werden konnten. Gegen den Begriff des Kräftedreiecks führte Wenskus an, daß man eine solche Vereinfachung der einseitigen Überlieferung in den Ständeakten verdanke und wies darauf hin, daß es doch ein nur sehr kleiner Teil des Landes sei, der sich an dem Widerstand beteilige, im Grunde das Kulmer Land und die Stadt Thorn, während die meisten Gebiete unbeteiligt als treue Stützen des Hochmeisters gestanden haben, gerade auch das slavische Pommerellen. Hofmann nannte die uns überraschende Zahl von 90000 Untertanen im Gebiete des Deutschmeisters noch im Jahre 1803. Die Frage, die von Manfred Hellmann aufgeworfen wurde, wie weit 1226 Hermann von Salza sich zwischen die Stühle von *imperium* und *sacerdotium* gesetzt hat, sei genannt, ohne daß es die Aufgabe dieser Zusammenfassung wäre, der Frage nachzugehen.

In die italienische Welt führte der Vortrag von Clemens Bauer über »Wirtschaftsgeschichtliche Probleme des 15. Jahrhunderts«. Dabei ist gleich zu sagen, daß der Vortrag sich bewußt auf das Gebiet der gewerblichen Produktion, der Handelsformen und des Bankwesens beschränkte und nur einige Bemerkungen zur agrarischen Situation machte. Herr Bauer wies nur im Vorbeigehen auf die Bedeutung des Konzils für das Bankwesen hin, stellte dann aber umgekehrt die Frage: Was für Aufgaben hat die wirtschaftshistorische Forschung, wenn sie die Verhältnisse des 15. Jahrhunderts betrachtet? Gibt es ein »*Quattrocento economico*?«. Das gibt es nicht, sondern eine Periodisierung muß die Epochenlinie etwa um das Jahr 1470 ansetzen; also auf der einen Seite die Verhältnisse des 14. Jahrhunderts bis etwa 1470 und dann eine weitere Epoche, die ein ganzes Jahrhundert dauert und in das Ende des 16. Jahrhundert übergeht. Wir hörten von einer Verlagerung des Handels nach dem Westmittelmeer mit besonders in letzter Zeit hervorgetretener Bedeutung von Valencia, von dem englischen Wollexport – » $\frac{3}{4}$ Monopol« –, für Deutschland vom Aufstieg Frankfurts mit dem damit gegebenen Aufhören der deutschen Reisen nach den Niederlanden – von der Bedeutung Frankfurts vor allem für den Barchent (Ulm) und die Leinwand (Konstanz). Daß das Jahrhundert geteilt werden muß, daß die zweite Hälfte des Jahrhunderts etwas ganz Neues bietet, wurde an der Metallproduktion, an der erst seit 1450 richtig in Schwung kommenden Schwazer Silberproduktion gezeigt, es wurde auf Schneeberg hingewiesen und auf die die zweite Hälfte des Jahrhunderts charakterisierenden technischen Neuerungen. Im ganzen wurde das Problem unter drei Gesichtspunkten erörtert: 1. Marktverflechtung, 2. Rationalisierung der Wirtschaft und 3. wirtschaftliche Probleme. Zu 1.: Marktverflechtung gehört vor allem die gegenseitige Durchdringung des Textilkonsums und damit der Textilproduktion, Verflechtungen, Verfeinerungen in der Textilsphäre; vor allem wurde uns gezeigt, was für große Entfernungen allein Rohstoffe und Hilfsstoffe haben durchlaufen müssen. Es wurde uns gezeigt der außerordentlich große Personenaufwand für die Herstellung von Tuchen: 138 Tage, 259 Arbeitsvorgänge und 169 Personen, die für sechs Tuche in der Compagnia dei Datini herangezogen wurden. Für die Marktverflechtung ist wichtig die Marktbeurteilung. Hier konnte nun wieder auf die Korrespondenz der Datini hingewiesen werden. Zu der Marktverflechtung gehört dann der von Bauer ausführlich geschilderte Fortschritt des schöpferischen Kredits in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, für die Rationalisierung, die Ausbildung der Buchführung, nicht einer doppelten Buchführung, sondern eines Systems von Handelsbüchern. Ich habe meinerseits darauf hingewiesen, daß wir eine Geschichte des Konsums noch nicht haben; ich glaube, daß wir mehr Quellen für eine solche Geschichte des Konsums hätten, als es zunächst scheint.

Als Drittes die wirtschaftsethische Problematik. Diese liegt in der wachsenden Spannung zwischen der wirtschaftlichen Wirklichkeit, auch der tatsächlichen Wirtschaftsethik, auf der einen Seite und der Theorie auf der anderen Seite. Es wurde

darauf hingewiesen, daß ein Mann wie etwa Heinrich von Langenstein sich bemüht, im Kampf gegen die neuen Formen die alte Ständegesellschaft zu retten. Heinrich von Langenstein, der den Rentenkauf nur Klerikern und Gelehrten erlauben will, also Leuten, die sowieso nicht arbeiten und sich infolgedessen nicht in die Flucht aus der Arbeit begeben können; Stände, die freigestellt werden müssen, auch durch den Rentenkauf. Es geht im übrigen um langfristigen Kredit, insbesondere auch um das Termingeschäft, auf der anderen Seite um die kurzfristigen Kredite, also den Wechsel, der mehr und mehr zum Kreditinstitut wird. Besonders mit Hinweis auf Bernardin von Siena und auf Antonin von Florenz wird gezeigt, wie sich gegenüber dem alten thomistischen *iustum pretium* ein milderes Urteil über das Termingeschäft abzeichnet, wobei aber Antonin besonders gegenüber dem Depositengeschäft hart bleibt. Das Depositengeschäft ist nach wie vor »*usura*«, ein Wucher, bei dem die Nobili ihr Geld den Banken geben und es dort arbeiten lassen. Wie gesagt, die Spannung zwischen Wirtschaftsethik, ökonomischem Ethos und der alten Lehre wird immer größer; der Vorsprung Italiens wurde stark betont. Herr van Houtte gab Ergänzungen. Wie kommt es, daß um 1400 die spanische Wolle in den Vordergrund tritt? Das hängt zusammen, wie wir lernten, mit einem Wechsel der Mode, der den Kammgarnstoffen zugute kommen sollte.

Zur Rationalisierung wurde vor allem hingewiesen auf die Wirtschaftspolitik der Staaten. Ich würde dies nicht so stark betonen, höchstens für einen, für Philipp den Guten, also für die Wirtschaftspolitik der Herzöge von Burgund.

Eine Diskussion gab es über den Quellenwert der Predigten des Bernardin. Auf der einen Seite kann man gewiß von *laudationes temporum actorum* reden, auf der anderen Seite konnte Bauer darauf hinweisen, daß Bernardins Predigten in Wirklichkeit wirtschaftsethische Traktate, und damals von großer Wirkung gewesen sind.

In Herrn Bosls Vortrag: »Der geistige Widerstand am Hofe Ludwig des Bayern gegen die Kurie« hörten wir, daß die Schriften des Pierre Dubois zweierlei wollen: 1. Hilfe für das französische Königtum im Sinne der Unabhängigkeit der weltlichen von der geistlichen Gewalt; 2. Betonung des französischen Königs als *Rex christianissimus*. So ergeben sich auf der einen Seite die Souveränität des französischen Königs, andererseits die mit diesem »Nationalismus« zu vereinende Einheitsverpflichtung. Diese Einheitsverpflichtung ist mit dem *Rex-christianissimus*-Begriff gegeben. Zu ihr gehört auch die bekannte Idee des Pierre Dubois von einer Art Liga der Nationen. Einen ganz anderen Schauplatz betreten wir mit Occam und Marsilius. Einen anderen Schauplatz schon deswegen, weil Pierre Dubois ein in der Fülle der Existenz unangefochtener Helfer seines Königs ist und als solcher schreibt, während es sich bei Occam um ein Emigrantenschicksal handelt, das ihn an den Hof Ludwig des Bayern spült. Dann die Reichsidee. Sehr merkwürdig, daß man in diesem vierzehnten Jahrhundert Pierre Dubois, Occam, Marsilius in eine Front rücken muß, in die Front gegen das Papsttum von Avignon, obwohl sie ganz verschiedene Traditionen verkörpern;

Occam ist als konservativer Kirchenmann revolutionärer Politiker, als Theologe, der sich für theologische Dinge interessiert und nur aus seiner Lage in die politischen Entscheidungen hineinkommt. Eine ganz andere Gestalt ist Lupold von Bebenburg. Man könnte sagen, Marsilius gehörte mit Occam zusammen und Lupold gehörte mit seinem Gegner Konrad von Megenberg zusammen. Lupold von Bebenburg versucht mit Historismus, also mit einer Geschichte des Reiches, mit dem Gedanken des Rechtes der Eroberung, zu arbeiten, d. h. diesem Imperium eine staatliche Grundlage zu geben, daher seine Wendung in die Geschichte. Es ist eine Art Philosophie des Erfolges, was wir bei Lupold von Bebenburg erleben, bei Konrad von Megenberg ist alles noch viel komplizierter, er ist ein kurialer Patriot. Marsilius, der christliche Aristoteles aus Padua, wurde uns in seiner Politik geschildert. Ich brauche das hier im einzelnen nicht zu wiederholen.

Die konziliare Idee im späten Mittelalter wurde uns von K. A. Fink im zweiten Vortrag vorgeführt, in einem Geiste, der im Grunde, wie ich am Anfang schon sagte, der Geist dieser ganzen Tagung war. Die Auflockerung der Fronten, die Einschränkung der Handbuchkategorien ging schon an mit einer Selbstkorrektur des Titels. Also nicht eigentlich die »konziliare Idee«, sondern »konziliare Bewegungen«. Es wurde uns gezeigt, daß es einen »Konziliarismus« als System gar nicht gebe, sondern politische Tendenzen, wie auch die konziliaren Traktate gelesen werden müssen mit den Augen dessen, der weiß, daß es sich um publizistische, auf einen bestimmten Zweck zielende Arbeiten handelt. Zunächst wurden wir konfrontiert mit den neueren Arbeiten über die Wurzeln der konziliaren Idee, also mit Tierney, Stickler usw., mit Rückführung auf das *Decretum Gratiani*, worauf ich jetzt nicht eingehen möchte. Wichtig ist die Anwendung von staatsrechtlichen, weltlichen Korporationslehren auf die Kirche sowohl bei sogenannten Papalisten wie bei sogenannten Konziliaristen. Eine strenge Scheidung zwischen diesen beiden ist zunächst gar nicht gegeben; sondern die beiden erst im Schisma dann wirklich sich feindlich gegenüberstehenden Bewegungen sind durch eine wesentliche Sache zunächst verbunden, nämlich das gemeinsame Bestreben, die Kirche als *congregatio fidelium* mit einer gewissen *potestas* auszustatten, jedenfalls gegenüber dem irrenden Papst. Der Papst kann nicht irren, aber ein Papst kann irren. Es ist also der Gedanke des Notstandes, der auf keiner Stufe ausgeschaltet werden kann. Die Frage ist nur: Welche Ereignisse und welche Zustände lösen *auctoritas habitualis* der allgemeinen Kirche in dem Sinne einer Aktualisierung aus? Hier scheint mir nun, daß wir gelernt haben, daß die Zahl der aktualisierenden Fälle sich vermehrt wie in einem crescendo der konziliaren Idee, von dem Extremfall des häretischen Papstes bis zur *Incapacità*, die bei der Wahl Urbans VI. geltend gemacht wurde. Es wurde dann auf die mittlere Linie hingewiesen, wie sie von Tudeschi gegeben ist, welche dem Papst, der Kurie das *exercitium*, der allgemeinen Kirche die *potestas* zuschreibe und auf die oft gebrauchten Bilder vom *dominus* und vom *procurator*. Die alte Diskussion über die fünfte Konstanzer Sitzung über die

Superiorität der Konzilien über den Papst wurde entkrampft, indem gezeigt wurde, daß es sich dabei um einen politischen Einzelfall gehandelt habe. Bei absoluter Gültigkeit des Dekrets »*Frequens*« konnte Martin V. das Recht nicht abgesprochen werden, aus seiner Amtsverpflichtung dann doch die konziliaren Forderungen möglichst zurückzudrängen oder möglichst eng zu interpretieren; im übrigen wurde uns der Papst als der große Reformpapst gezeigt, als der Reformpapst freilich nicht für eine Reform der Verfassung, wohl aber für eine Reform der Verwaltung, wobei auf die notwendige Bearbeitung der Konsistorien hingewiesen wurde. Die Konstanzer Reform wurde sehr viel höher bewertet als das im allgemeinen üblich ist, die sogenannte Radikalität der Basler dagegen bis 1437 stark eingeschränkt. Die Arbeitshypothese, die den ganzen Vortrag beherrschte, war: Konzil = Reform. Es zeigt sich, wie (schon nach Pisa), nach Auflösung des Konzils Formen gefunden werden, um die Reformarbeit weitergehen zu lassen. Auf der politischen Ebene ist das Jahr 1378 von entscheidender Bedeutung. Es wurde auf Dietrich von Nieheims Dialog über Union und Reform der Kirche hingewiesen. Martin V. ist der Papst der Reform und des strengen Maßhaltens. Basel wird als Muster eines Reformkonzils gezeigt, und zwar an den Äußerungen, wie sie uns vor allem aus den Arbeiten von Lhotzky und anderen über Thomas Ebendorfer vorgeführt wurden. Thomas Ebendorfer, der ebenso wie die Universität Wien für das Konzil eintritt, nicht aus Papstfeindschaft und nicht aus besonderem Konziliarismus, sondern aus der ganz bestimmten historischen Situation, wenn wir bei ihm lesen, das Konzil dürfe nicht wieder zehn Jahre hinausgeschoben werden. Es wurden in Auseinandersetzung mit Arbeiten von Johannes Hollnsteiner die Begriffe Parlamentarismus und Demokratie abgelehnt. Nicht eine Demokratie wird angestrebt, sondern man will die richtige Repräsentanz der Gesamtkirche fördern, eine Repräsentanz, die bei den nicht residierenden und nicht gewählten Prälaten nicht gegeben ist, vor allem auch nicht wegen der vielfachen Ungelehrtheit der Bischöfe. So müssen dann auch die Gelehrten auf dem Konzil erscheinen.

Über den vorgelesenen Vortrag von Herrn Beck muß ich mich kurz fassen. Die Frage »Byzanz im Zeitalter des Konziliarismus« kann nur übersetzt werden in die Frage der Griechenunion, wie sie 1274 auf kurze Zeit gelingt; es wird gezeigt, warum diese schließlich nicht gelingen konnte und daß die innere Verbindung der Griechenunion mit der Türkenhilfe nicht funktioniert hat. Man konnte nicht einfach zu 1274 zurück, auf der anderen Seite konnte das Abendland, die Westkirche von 1274 nicht weg, weil Lyon II ein echtes Konzil gewesen war. Es wird getadelt eine päpstliche Politik, welche das Junktim von Türkenhilfe und Union schon in früheren Zeiten zerstört durch den Gedanken des Kreuzzuges. Wesentlich für die ganze Lage ist die Skepsis des byzantinischen Kaisers im politischen Testament Kaiser Manuels II., in dem er seinen Nachfolgern sagt: man muß den Gedanken der Union erhalten als Türkenerschreck, auf der anderen Seite ist sie unmöglich. Diese skeptische Haltung kommt, wie Beck weiter gezeigt hat, vor allem daher, daß die Unionsbestrebungen im Grunde

immer Alleingänge des byzantinischen Kaisers sind, der dabei seines Reichsvolkes nicht sicher ist, gar nicht sicher sein kann, weil es von rekalzitranen Mönchen immer wieder gegen die Union eingenommen wurde. Außerdem zeigt sich die Unlösbarkeit der Frage in einer von vornherein verschiedenen Auffassung des Unionsproblems. Der Unterschied wurde an dem Plan von 1420 gezeigt. Die Westkirche, der Papst bietet Konstantinopel als Konzilsort an, also eine anscheinend sehr große Konzession, aber man stellte sich dabei nichts anderes vor als das Zeremoniell einer Obödienzleistung, während auf der griechischen Seite ganz andere, substantielle Verhandlungen gefordert werden.

Die Basler Verhältnisse wurden eindrücklich geschildert. Interessant die Frage, die an den Dogen gestellt wird über den Konzilsort. Ferrara–Florenz 1439 wurde mit einem treffenden Schlagwort als die »Synode der Epikie«, also die Synode der vom positiven Recht abweichenden Notmaßnahmen charakterisiert. Wichtig ist, daß einerseits die Griechen innerlich zu dem Konzil gehören, aber auf den Papst mehr Vertrauen haben, so daß die Verhandlungen mehr und mehr auf die Seite des Papstes kommen. Dem Papst gelingt die Union in Florenz, aber dem Papst gelingt nicht das Junktim der Union mit der Türkenhilfe, und es kommt zu der Niederlage von Varna 1444.

Der letzte von G. Stökl gehaltene Vortrag über die Ostslaven zur Zeit des Konstanzer Konzils fragte, nach einer geographischen und ethnologischen Übersicht: was weiß der Westen über die ostslavische Welt, insbesondere Rußland, oder richtiger: über das Moskowitertum, was weiß andererseits der Osten über den Westen? Wir erfuhren, daß in der Konzilszeit gerade eine Lücke von Rußlandreisen besteht und wurden auf die Reise des burgundischen Ritters Gilbert de Lannoy 1413/1414 hingewiesen. Für die umgekehrte Blickrichtung ist aufschlußreich, daß man in Moskau an Byzanz weniger interessiert scheint als am Westen. Man kennt die Schlacht bei Tannenberg, man schildert sie in dem Sinne, daß dort »viele Christen«, nämlich Russen, also Orthodoxe, erschlagen worden seien. Es wurde gezeigt, daß Nowgorod wegen seiner Handelsinteressen für den livländischen Ordenszweig optiert hat, also gegen Polen, des weiteren der Versuch des Großfürsten Witold von Litauen, sich einen eigenen Metropoliten zu schaffen. Es kommt zu der erzwungenen Wahl des Gregori Camblak, also des »Jerg« in Ulrich Richentals Konstanzer Konzilschronik, es kommt im Jahre 1417 zu den religionspolitischen Auseinandersetzungen um die Forderung des Metropoliten an Witold, er solle orthodoxer Christ werden. Es ist für die Zeit sehr bezeichnend die Antwort Witolds an den Metropoliten: er fordert ihn auf, nach Rom zu einem Streitgespräch zu kommen. Höchst interessant war die Übersetzung von »Konstantinograd« mit Konstanz: In Konstantinograd gebe es viel Streit unter den Prälaten. Wir wurden darauf hingewiesen, daß die Überlieferungschance für die Ostslaven sehr gering sei, 300 Urkunden gegenüber einem schon mit lateinischer Kanzlei ausgerüsteten Schreibwerk bei Witold von Litauen. Für den moskowitischen

Klerus wurde eine gewisse Ähnlichkeit mit den Problemen in der westlichen Kirche gezeigt im Sinne von Simonie, Korruption, Macht und Besitz in der Hand des hohen Klerus und erwogen, ob bei solchen Zuständen westliche Infektion anzunehmen sei. Interessant für das Konzil die Reise des Hieronymus von Prag nach Witebsk, sogar nach Pskow, welche die Frage berechtigt, wie weit hier eine Art Anhängerwerbung stattgefunden habe. Aus den Bemerkungen über die westlichen Einflüsse sei nur noch der Bericht über neuere tschechische Arbeiten herausgegriffen, die versuchen, die westlichen lateinischen Einflüsse auf kirchenslavische Urkunden nachzuweisen, insbesondere in den Datierungsformen.

Zusammenfassend noch eine Bemerkung. Man muß suchen, die auf dieser Tagung behandelte Zeit in den Griff zu bekommen vor allem durch den Abbau fester Vorstellungen, feststehender Formeln wie etwa: Niedergang des Reiches, Zerrüttung u. ä. In diesem 15. Jahrhundert ist ein echt mittelalterliches Element, in diesem Jahrhundert, in dem die verschiedensten konträren Auffassungen so eng benachbart waren, bei Hus, Peter von Versailles, Dietrich von Nieheim, Nikolaus von Cues. Seine Wurzeln reichen weit zurück, wir sahen es bei der konziliaren Bewegung ebenso wie bei den geistigen Strömungen, die sich im 14. Jahrhundert in Marsilius, Occam und Dubois ausdrücken. Man muß zur Beurteilung des 15. Jahrhunderts vor allem frei werden von der Sicht nur im Hinblick auf das folgende Jahrhundert der Reformation; es ist auch, aber nicht ausschließlich, Übergangszeit.